

The background of the cover features several stylized, overlapping blades of grass. The blades are rendered in various shades of green and yellow, creating a layered, organic effect. The text is superimposed on this background.

TRUMAN  
CAPOTE

Die **GRAS**  
**HARFE**

Roman

suhrkamp  
pocket

Der elfjährige Collin kommt nach dem Tod seiner Eltern zu seinen verschrobene Tanten Verena und Dolly in ein Südstaaten-Nest. Verena ist eine herrschsüchtige Realistin, Dolly eine Träumerin, die zusammen mit ihrer schwarzen Freundin Catherine nach altem Rezept aus Waldkräutern Arznei braut. Es kommt zum Tantenstreit, als Verena in Dollys Sammelleidenschaft ein dickes Geschäft wittert und diese groß vermarkten will. Um ihr privates Glück vor der Schwester zu verteidigen, bezieht Dolly zusammen mit Collin und Catherine Quartier ein Baumhaus. Verena, der Sheriff und Honoratioren des Dorfes versuchen, die drei Ausreißer zurück in die Wirklichkeit zu zwingen, hinunter vom Baum. Am Ende stehen eine Schlacht und ein Sieg – eine letzte Nacht bleiben sie in ihrem Refugium, dann verlassen sie ihr Baumhaus freiwillig, im Wissen, dass nichts je sein wird wie zuvor.

Truman Capote, geboren 1924 in New Orleans, starb 1984 in Los Angeles. Seine Romane *Frühstück bei Tiffany* und *Kaltblütig* machten ihn zu einem der berühmtesten Autoren der amerikanischen Literatur.

Truman Capote  
Die Grasharfe

*Roman*

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Annemarie Seidel  
und Friedrich Podszus,  
neu durchgesehen  
von Birgit Krückels

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1951 unter dem Titel  
*The Grass Harp*  
bei Random House, New York.

Erste Auflage 2017  
suhrkamp taschenbuch 4795  
Suhrkamp Verlag Berlin  
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1952, 2000  
© Truman Capote, 1951, 1979  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Druck und Bindung: Kösel, Altusried  
Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-46795-4

# *Die Grasharfe*



Wann war es, daß ich zum ersten Mal von der Grasharfe hörte? Lange vor jenem Herbst, als wir im Paternosterbaum lebten, also in einem früheren Herbst, und es war natürlich Dolly, die mir davon erzählte; niemand sonst hätte diesen Namen finden können: die Grasharfe.

Wenn Sie beim Verlassen der Stadt die Straße zur Kirche nehmen, kommen Sie bald an einem auffallenden Hügel mit knochenbleichen Grabsteinen und braun verbrannten Blumen vorbei – das ist der Friedhof der Baptisten. Unsere Leute, die Talbos, die Fenwicks, sind dort begraben. Meine Mutter liegt neben meinem Vater, und die Gräber von Verwandten, zwanzig oder mehr, umgeben sie wie die eingesunkenen Wurzeln eines steinernen Baumes. Unterhalb des Hügels ist ein Feld von hohem Präriegras, dessen Farbe mit den Jahreszeiten wechselt. Sie müssen einmal im Herbst,



im späten September hinausgehen, wenn es sich rötet wie die untergehende Sonne, wenn Scharlachschaten wie ein Glutschein darüberhuschen und die Herbstwinde seufzend aus seinen dürren Halmen Menschentöne locken – eine Harfe aus Stimmen.

Jenseits des Feldes beginnt die Düsternis der Flußwälder. Es muß an solch einem Septembertag gewesen sein, als wir in den Wäldern Wurzeln sammelten, daß Dolly sagte: »Hörst du? Das ist die Grasharfe, die immer eine Geschichte erzählt – sie weiß die Geschichten aller Leute dort vom Hügel, aller, die jemals lebten, und wenn wir tot sind, wird sie auch von uns erzählen.«

Nach dem Tod meiner Mutter brachte mich mein Vater, ein Handelsvertreter, bei seinen Kusinen unter, Verena und Dolly Talbo, zwei unverheirateten Schwestern. Vorher war mir nicht erlaubt gewesen, ihr Haus zu betreten. Aus Gründen, die nie ganz deutlich wurden, sprachen Verena und mein Vater nicht miteinander. Möglicherweise hatte Papa einmal Geld

von Verena leihen wollen, und sie hatte das abgelehnt; oder vielleicht hatte sie ihm welches geliehen, und er zahlte es nie zurück. Sicherlich ging es um Geld, denn nichts anderes wäre ihnen so wichtig gewesen. Das galt vor allem für Verena, die die reichste Person in der Stadt war. Der Drugstore, das Bekleidungsgeschäft, eine Tankstelle, ein Gemischtwarenladen, ein Bürohaus, das alles gehörte ihr, und in den Jahren des Geldverdienens war sie nicht gerade umgänglicher geworden.

Jedenfalls, Papa sagte, er würde ihr Haus nicht betreten. Er erzählte ganz schreckliche Dinge über die Damen Talbo. Eine der von ihm verbreiteten Geschichten, die von Verenas angeblicher Morphiumsucht, verstummte niemals, und der Hohn, den er über Miß Dolly Talbo ausgoß, war selbst meiner Mutter zuviel – sie meinte, er solle sich schämen, einen so sanften und harmlosen Menschen derart zu verspotten.

Ich glaube, sie liebten sich sehr, meine Mutter und mein Vater. Jedesmal, wenn er losfuhr, um seine Kühlschränke zu verkaufen, brach

sie in Tränen aus. Er heiratete sie, als sie sechzehn war. Sie wurde nicht einmal dreißig. An dem Nachmittag, als sie starb, riß sich Papa alle Kleider vom Leib und rannte nackt in den Hof, laut ihren Namen schreiend.

Es war der Tag nach dem Begräbnis, als Verena zu uns kam. Ich erinnere mich an das Entsetzen, mit dem ich sie den Weg heraufkommen sah, dünn wie ein Stock, eine recht gutaussehende Frau mit kurzgeschnittenem, graumeiliertem Haar, schwarzen, männlich wirkenden Augenbrauen und einem kleinen Muttermal auf der Wange. Sie öffnete die Haustür und kam hereinmarschiert. Seit dem Begräbnis hatte Papa Dinge zerschlagen, nicht aus Wut, sondern ruhig und gründlich. Er schlenderte beispielsweise in das Wohnzimmer, nahm eine Porzellanfigur in die Hand, sann eine Zeitlang über sie nach und warf sie dann gegen die Wand. Fußboden und Treppe waren übersät mit Glassplittern und verstreuten Silbergegenständen. Ein zerfetztes Nachthemd meiner Mutter hing über dem Geländer.

Verenas Blick glitt über das Trümmerfeld.

»Eugene, ich muß mit dir sprechen«, sagte sie mit ihrer festen, kalt prononcierten Stimme, und Papa antwortete: »Ja, setz dich, Verena. Ich wußte, daß du kommen würdest.«

Am gleichen Nachmittag kam Dollys Freundin Catherine Creek herüber und packte meine Kleider, und Papa fuhr mich zu dem eindrucksvollen, beschatteten Haus in der Talbo Lane. Als ich aus dem Wagen stieg, wollte er mich an sich drücken, aber ich hatte Angst vor ihm und wand mich aus seinen Armen. Jetzt tut es mir leid, daß wir uns nicht umarmten. Denn ein paar Tage später kam sein Wagen auf dem Weg hinauf nach Mobile ins Schleudern und stürzte zwanzig Meter tief ins Meer. Als ich ihn wiedersah, lagen Silberdollars auf seinen Augenlidern.

Bis dahin hatte mich – außer der Bemerkung, ich sei klein für mein Alter, ein Zwerg – nie jemand besonders beachtet; aber jetzt zeigten die Leute auf mich und sagten: »Ist das nicht traurig? Der arme kleine Collin Fenwick!« Ich versuchte, bedauernswert auszusehen, denn ich wußte, das mochten die Leute.

Wohl jeder in der Stadt spendierte mir einmal Limonade oder eine Schachtel Popcorn, und in der Schule bekam ich zum ersten Mal gute Noten. Es dauerte also eine ganze Weile, bis mein Leben wieder in ruhigeren Bahnen verlief und ich Notiz von Dolly Talbo nahm.

Und dann war ich sofort verliebt.

Man kann sich vorstellen, wie schwer es anfangs für sie gewesen sein muß, als ich, ein lauter und neugieriger Junge von elf Jahren, ins Haus kam. Sie flüchtete vor dem Lärm meiner Schritte davon, und wenn sie mir gar nicht ausweichen konnte, schloß sie sich wie die Blätter eines empfindlichen Farns. Sie gehörte zu jenen Menschen, die sich selbst in einen Gegenstand im Zimmer, in einen Schatten in der Ecke verwandeln können und deren Anwesenheit sich nur ganz zart bemerkbar macht. Ihre Schritte waren lautlos, sie trug strenge, jungfräuliche Kleider, deren Säume bis zu den Knöcheln gingen. Obgleich sie älter als ihre Schwester war, hatte man den Eindruck, sie sei, genau wie ich, von Verena adoptiert. Angezogen und gelenkt von der Schwerkraft des Planeten Ve-

rena, kreisten wir jeder für sich in den entlegenen Räumen des Hauses.

Auf dem Dachboden, einem unordentlichen Museum, in dem die ausrangierten Schaufensterpuppen aus Verenas Bekleidungsgeschäft ein geisterhaftes Leben führten, waren etliche Bodenbretter lose, und wenn ich sie zollweise verrückte, konnte ich fast in jedes Zimmer hinuntersehen. Im Unterschied zum übrigen Haus, das mit schweren, unbequemen Möbeln vollgestopft war, enthielt Dollys Zimmer nur ein Bett, eine Kommode und einen Stuhl. Eine Nonne hätte darin leben können, bis auf das eine: Alles, die Wände, sogar der Fußboden waren in einem grellen Rosa gestrichen. Wenn ich Dolly nachspionierte, fand ich sie gewöhnlich bei einer von zwei Beschäftigungen: Entweder stand sie vor dem Spiegel und schnippelte mit einer Gartenschere an ihrem ohnehin schon kurzen gelblichweißen Haar herum, oder sie schrieb mit Bleistift auf einen Block aus rauhem Papier. Sie befeuchtete immer wieder den Bleistift mit der Zungenspitze, und manchmal sprach sie den Satz, den sie notierte, laut vor

sich hin: »Essen Sie keine Süßigkeiten wie Bonbons, und Salz wird Sie bestimmt umbringen.« Ich verrate es Ihnen gleich: Sie schrieb Briefe. Diese Korrespondenz war zunächst ein Rätsel für mich. Schließlich war Catherine Creek ihre einzige Freundin, sie hatte sonst keinerlei Besuch, und nie verließ sie das Haus, ausgenommen einmal in der Woche, wenn sie mit Catherine in die Flußwälder ging, um die Kräuter zu einer Arznei gegen Wassersucht zu sammeln, die sie braute und auf Fläschchen füllte. Später entdeckte ich, daß sie im ganzen Staat Kunden für diese Medizin hatte, und an diese waren ihre vielen Briefe gerichtet.

Verenas Zimmer, das durch einen Gang mit dem von Dolly verbunden war, war wie ein Büro eingerichtet. Da standen ein Schreibpult mit Rolladen, eine ganze Bibliothek von Geschäftsbüchern, Aktenschränke. Nach dem Abendessen saß sie, die Augen von einem grünen Schirm beschattet, an ihrem Pult, rechnete Zahlenreihen zusammen und blätterte in ihren Kontobüchern, bis die Straßenlaternen erloschen. Obgleich Verena zu vielen Leuten gesellschaft-

liche oder geschäftliche Beziehungen unterhielt, hatte sie überhaupt keine nahen Freunde. Männer hatten Angst vor ihr, und sie selbst schien Angst vor Frauen zu haben. Einmal vor Jahren hatte sie sich sehr zu einem blonden, fröhlichen Mädchen namens Maudie Laura Murphy hingezogen gefühlt, die kurze Zeit im Postamt arbeitete und schließlich einen Spirituosenhändler aus St. Louis heiratete. Verena war darüber sehr erbittert gewesen und behauptete in aller Öffentlichkeit, der Mann sei nichts wert. Um so erstaunlicher war es, daß sie dem Paar eine Hochzeitsreise zum Grand Canyon schenkte. Maudie und ihr Mann kamen niemals zurück; sie eröffneten eine Tankstelle beim Grand Canyon und sandten Verena von Zeit zu Zeit Photos von sich. Diese Bilder waren eine Freude und ein Kummer. Es gab Nächte, in denen sie ihre Kontobücher nicht aufschlug, sondern über den auf ihrem Pult verstreuten Photos saß, die Stirn in die Hände gestützt. Nachdem sie sie fortgeräumt hatte, ging sie, bei abgedrehtem Licht, im Zimmer auf und ab; und bald konnte man ein wundes



und heiseres Aufschluchzen hören, als ob sie in der Dunkelheit gestrauchelt und gefallen wäre.

Der Teil des Dachbodens, von dem aus ich die Küche hätte überblicken können, war gegen meine Neugier gesichert, denn dort türmten sich Koffer wie gestapelte Baumwollballen. Damals war es gerade die Küche, die ich auskundschaften wollte; sie war das eigentliche Wohnzimmer des Hauses, und dort verbrachte Dolly den größten Teil des Tages im Geplauder mit ihrer Freundin Catherine Creek. Als Waisenkind war Catherine Creek an Mr. Uriah Talbo verdingt worden, und sie und die Talboschwwestern waren zusammen aufgewachsen auf der alten Farm, die inzwischen ein Eisenbahndepot ist. Sie nannte Dolly Dollyherz, doch Verena nur »Die da«. Sie wohnte im Hinterhof in einem blechgedeckten, silbrig glänzenden Häuschen inmitten von Sonnenblumen und Bohnenranken. Die Leute zwinkerten sich zu, wenn sie sich für eine Indianerin ausgab, denn sie war so schwarz wie die Engel Afrikas. Ich weiß nicht, ob es nicht doch die Wahrheit war. Sie kleidete sich jedenfalls wie eine India-

nerin, das heißt, sie trug eine Kette aus Türkisperlen und hatte so viel Rouge aufgelegt, daß es einen blendete; ihre Backen glühten wie zwei ewige Lämpchen. Zähne hatte sie fast keine mehr; sie hatte ihre Kinnladen mit Watte ausgestopft, und Verena sagte dann und wann: »Verdammt noch mal, Catherine, warum um alles in der Welt gehst du nicht zu Doktor Crocker und läßt dir ein paar Zähne ins Mundwerk setzen, damit du mal ein verständliches Wort sprechen kannst?« Sie war tatsächlich schwer zu verstehen. Dolly war die einzige, die das nuschelnde Gemurmel ihrer Freundin mühelos übersetzen konnte. Es genügte Catherine, daß Dolly sie verstand; sie waren immer beisammen, und was sie zu sagen hatten, das sagten sie zueinander. Wenn ich mein Ohr an einen Dachbalken legte, konnte ich das verlockende Raunen ihrer Stimmen hören wie sickernden Baumsaft in dem alten Holz.

Um den Dachboden zu erreichen, mußte man auf eine Leiter in der Wäschekammer steigen, in deren Decke sich die Falltüre befand. Eines Tages, auf dem Wege dorthin, sah ich,

daß die Falltür offenstand. Ich lauschte und hörte über mir ein wortloses, süßes Summen wie von einem kleinen Mädchen, das alleine spielt. Ich wollte umkehren, aber das Summen hörte auf, und eine Stimme fragte: »Catherine?«

»Collin«, antwortete ich und zeigte mich.

Schneeflockenbleich stand Dollys Gesicht vor mir; diesmal zerfloß es nicht. »Hierhin also gehst du – wir wunderten uns schon«, sagte sie, und ihre Stimme raschelte zart wie Seidenpapier. Sie hatte die Augen eines Menschen mit besonderen Gaben, leuchtende, klare Augen, durchscheinend grün wie Pfefferminzgelee; im Zwielflicht des Dachbodens ruhte ihr schüchterner Blick auf mir und überzeugte sich, daß ich nichts Böses gegen sie plante. »Hier oben also spielst du – auf dem Dachboden? Ich sagte gleich zu Verena, daß du einsam sein würdest.« Sie bückte sich und wühlte in der Tiefe eines Fasses herum. »Komm her«, sagte sie, »du kannst mir helfen, wenn du in dem anderen Faß da nachsiehst. Ich suche ein paar bunte Perlkiesel und eine kleine Korallenburg. Ein

Glas mit Goldfischen, das wird Catherine mögen, meinst du nicht? Zu ihrem Geburtstag. Wir hatten sonst immer ein Glas mit Tropenfischen – Teufel waren das, sie fraßen einander auf. Ich weiß noch gut, wie wir sie kauften; wir fuhren bis nach Brewton, sechzig Meilen. Niemals zuvor bin ich sechzig Meilen weit gefahren, und ich glaube nicht, daß ich das jemals wieder mache. Schau her, da ist sie, meine Burg.« Bald darauf fand ich die Kiesel, sie waren wie Maiskörner oder wie Bonbons. »Nimm ein Bonbon«, sagte ich und bot ihr aus dem Säckchen an. »O vielen Dank«, sagte sie, »ich mag Bonbons, sogar wenn sie wie Kiesel schmecken.«

Wir wurden Freunde, Dolly, Catherine und ich. Ich war elf, und später wurde ich sechzehn. Auch wenn mir keine Ehren widerfahren, waren das wunderbare Jahre.

Ich brachte nie jemanden mit nach Hause, und ich wünschte es auch niemals. Einmal lud ich ein Mädchen ins Kino ein, und auf dem Heimweg fragte sie mich, ob sie ein Glas Was-